

Gespräch mit C. M. Remarque



SEIT einigen Monaten vergeht kein Tag, an dem nicht der Name Remarque immer wieder in den Spalten der amerikanischen Presse auftauchen würde. Sein neuester Roman „Arch of Triumph“ hat alle bisherigen amerikanischen Auflagenrekorde geschlagen. Hollywood dreht eine Filmversion mit Ingrid Bergmann in der Hauptrolle, und Remarque selbst ist derzeit populärer als Clark Gable.

Wer die Laufbahn Remarques seit 1929, dem Jahr des Erscheinens von „Im Westen nichts Neues“ verfolgt hat, der wundert sich über den gigantischen Gegensatz, die literarische Spannung zwischen Remarques erstem und neuestem Buch. Als Remarque vor 18 Jahren in seinem Heimatort Osnabrück — wo er eine abwechslungsreiche Laufbahn als Schulmeister, Grabsteinhändler, Autorennfahrer, Büroangestellter und Sportberichterstatler führte —, die Erlebnisse des ersten Weltkrieges zu Papier brachte, fühlte er keine „Berufung“ in sich. Er schrieb täglich einige Seiten, ohne sich dabei etwas zu denken. Daß „Im Westen nichts Neues“ jemals zu einem Kampfmittel gegen den Krieg werden könnte, davon hatte damals der junge Remarque nicht einmal geträumt. Ja, er hatte die größten Schwierigkeiten, für dieses Buch einen Verleger zu finden. Ein Besuch bei S. Fischer in Berlin war nicht geradezu ermutigend. „Kein Mensch interessiert sich für Kriegsromane“, sagte ihm damals der alte Verleger. „Es tut mir leid, aber ich kann unter diesen Umständen so ein Buch nicht verlegen.“

Der Remarque von heute wählt sein Thema mit Absicht und verfolgt dabei eine gewisse Linie, die sich darin ausdrückt, daß er das rein Menschliche allem anderen voranstellt. Es ist kein bloßer Zufall, daß er als Grundlage für sein „Arch of Triumph“ die Pariser Emigration der Dreißigerjahre wählte. Als er damals von seinem kleinen Besitz in Ascona Ausflüge nach Paris unternahm, sah er zum ersten Male die Auswirkungen der Tragödie der Emigration in allen Einzelheiten, in den kleinen Dingen des Alltags und in der großen, geistigen und seelischen Haltung von Männern und Frauen, die noch gestern festen Boden unter ihren Füßen spürten und heute zu heimatlosen Lumpenproletariern herabgesunken waren. Remarque beobachtete, wie der Faschismus diese Menschen nicht nur ihrer Heimat, ihrer Besitztümer, sondern auch ihres Lebens beraubt hatte. Obwohl er selbst ein eigenes Haus in der Schweiz besaß und finanzielle Sorgen nicht kannte, fühlte er sich mit seinen Landsleuten in Paris innerlich mehr verbunden, als die meisten von ihnen ahnten. Remarque erkannte, daß die Emigration nicht nur ein Existenzproblem war für Menschen ohne Heimat, sondern ebenso ein geistiges Problem — das Problem des Entwurzeltseins und des Sich-Wiedereinwurzelmüssens, wie er selbst, der schon 1931 freiwillig ins Exil ging, es erfahren hatte. Wenn er in seinem „Arch of Triumph“ Einzeltragödien, Individuen der Emigration schildert, dann malt er gleichzeitig ein Stück moderner Zeitgeschichte.

Als ihn der Verfasser dieses Aufsatzes in seinem New-Yorker Hotel besuchte, gestand Remarque mit der ihm angeborenen Offenheit und Natürlichkeit, daß er das Problem des deutschen Schriftstellers im Exil als besonders schwierig betrachte. „Der Schriftsteller in der Fremde“, erklärte Remarque, „hat einen doppelten Kampf zu führen: den um seine geistige Existenz und den um seine Arbeit. Der deutsche Schriftsteller, der keine Verbindung mit seinem Lande hat, für den das Exil zu einer ständigen, dauerhaften Einrichtung geworden ist, ist wie ein Frontsoldat ohne Hinterland. Er kann nicht wie der Schriftsteller anderer Länder“, sagte Remarque, „aus der reichen, sprudelnden, frischen Quelle seiner Heimat schöpfen, er konnte seit dreizehn Jahren seine Bücher nicht in seinem eigenen Lande verlegen und war fast immer nur auf Uebersetzungen seiner Bücher angewiesen. Keine Uebersetzung aber kann dem Originalmanuskript gerecht werden. Die Originalität jedes Schriftstellers beruht zum großen Teile auf seiner Sprache. Rhythmus und Klang der Sprache sind die beiden Dinge,

stigen und seelischen Haltung von Männern und Frauen, die noch gestern festen Boden unter ihren Füßen spürten und heute zu heimatlosen Lumpenproletariern herabgesunken waren. Remarque beobachtete, wie der Faschismus diese Menschen nicht nur ihrer Heimat, ihrer Besitztümer, sondern auch ihres Lebens beraubt hatte. Obwohl er selbst ein eigenes Haus in der Schweiz besaß und finanzielle Sorgen nicht kannte, fühlte er sich mit seinen Landsleuten in Paris innerlich mehr verbunden, als die meisten von ihnen ahnten. Remarque erkannte, daß die Emigration nicht nur ein Existenzproblem war für Menschen ohne Heimat, sondern ebenso ein geistiges Problem — das Problem des Entwurzeltseins und des Sich-Wiedereinwurzelmüssens, wie er selbst, der schon 1931 freiwillig ins Exil ging, es erfahren hatte.

Wenn er in seinem „Arch of Triumph“ Einzeltragödien, Individuen der Emigration schildert, dann malt er gleichzeitig ein Stück moderner Zeitgeschichte.

Als ihn der Verfasser dieses Aufsatzes in seinem New-Yorker Hotel besuchte, gestand Remarque mit der ihm angeborenen Offenheit und Natürlichkeit, daß er das Problem des deutschen Schriftstellers im Exil als besonders schwierig betrachte. „Der Schriftsteller in der Fremde“, erklärte Remarque, „hat einen doppelten Kampf zu führen: den um seine geistige Existenz und den um seine Arbeit. Der deutsche Schriftsteller, der keine Verbindung mit seinem Lande hat, für den das Exil zu einer ständigen, dauerhaften Einrichtung geworden ist, ist wie ein Frontsoldat ohne Hinterland. Er kann nicht wie der Schriftsteller anderer Länder“, sagte Remarque, „aus der reichen, sprudelnden, frischen Quelle seiner Heimat schöpfen, er konnte seit dreizehn Jahren seine Bücher nicht in seinem eigenen Lande verlegen und war fast immer nur auf Uebersetzungen seiner Bücher angewiesen. Keine Uebersetzung aber kann dem Originalmanuskript gerecht werden. Die Originalität jedes Schriftstellers beruht zum großen Teile auf seiner Sprache. Rhythmus und Klang der Sprache sind die beiden Dinge,

Europäischer Friedensklub
Jg 1 Wien 1946

2-A 2.1.016

die nicht übersetzt werden können. Viele sogenannte Intelligenzberufe“, fügte Remarque hinzu, „wurden vielfach im Ausland ausgeübt. Aerzte, Ingenieure usw. haben in einer Fremdsprache ihre Prüfungen bestanden und sind heute erfolgreich tätig. Professoren arbeiten an amerikanischen Universitäten. Andere Emigranten haben neue Berufe ergriffen, oft in sehr vorgerücktem Alter und haben so eine Existenz gefunden. Schwieriger war es für den Schriftsteller. Er kann sich nicht einfach ‚umstellen‘, selbst wenn er will. Er kann nicht ohne weiteres in die Literatur des adoptierten Landes hineinspringen. Seine Probleme waren durch sein bisheriges Leben europäische oder in meinem Falle deutsche. Ueber Deutschland aber ist die Dampfwalze des Faschismus dahingerollt, und der Schriftsteller weiß nicht, ob das, was er von drüben kannte, überhaupt noch existiert. Sein Arbeitsgebiet ist sehr schmal geworden, wenn er nicht historische Themen bearbeitet. Das Deutschland, das er kannte, existiert nicht mehr; das der letzten dreizehn Jahre, das er beobachtete, erfüllte ihn mit Entsetzen und Haß. Es blieb ihm fast nur das schmale Gebiet der Emigration, das sich bald erschöpft. Eine doppelte Emigration — erst die von Deutschland, dann die von Europa — machte das Verwurzeln noch schwieriger. Viele wurden stumm; andere zogen sich zurück, um Arbeiten zu vollenden, die weit entfernt vom Zeitgeschehen waren, andere verzweifelten. Der Freitod Ernst Tollers und Stefan Zweigs waren Zeichen dafür, wie schwierig die Krise war. Dazu kamen bei manchem große materielle Sorgen; Namen, die jeder drüben kannte, konnten keine Verleger finden. Einige der Besten waren fast unübersetzbar; ihre Eigenart, ihr Stil waren nicht zu übertragen. Dazu kam die leidenschaftliche Teilnahme an der europäischen Katastrophe. Eine Zeit, in der jede Zeitung täglich voll Nachrichten ist, wie früher nicht in einem Jahr, ist kein gutes Medium für die Monate von Besinnung und Konzentration, die ein Buch braucht. Es ist zu hoffen, daß sie einmal geschildert wird — aber es kann noch Jahre dauern.“

Auf die Frage, ob Remarque die Absicht habe, wieder nach Deutschland zurückzukehren, antwortete er:

„Nach Weihnachten werde ich nach der Schweiz fahren und von dort nach Deutschland, um an Ort und Stelle alle Veränderungen zu studieren. Ich werde jedoch

nicht wieder in Deutschland leben. Ich möchte mich selbst davon überzeugen, wie weit es dem Faschismus gelungen ist, die deutsche Kultur und das deutsche Denken zu beeinflussen. Solange ich nicht in Deutschland diese Dinge studiere, halte ich es für unmöglich, mir irgendein Bild zu machen. Allerdings bin ich nicht der Meinung, daß alle Deutschen unterschiedslos als Faschisten zu bezeichnen sind. Ich selbst habe eine Schwester und viele Freunde verloren, die von der Gestapo ermordet wurden. Viele wurden vergast, in die Konzentrationslager und Kerker geworfen. Daß diese Menschen, die ihr Leben im Kampfe gegen Hitler und das deutsche Militär riskierten, nicht in den gleichen Topf mit Faschisten und gleichgültigen Kleinbürgern geworfen werden können, ist zu offenkundig, als daß es noch einer näheren Begründung bedürfen würde. Allerdings, von diesen verhältnismäßig wenigen Ausnahmen abgesehen, muß das deutsche Volk in seiner überwältigenden Mehrheit dazu gebracht werden, daß es die Verantwortung für das Völkerschlachten, für die Okkupation fremder Länder, für die Ermordung von sechs Millionen Angehöriger der israelitischen Glaubensgemeinschaft, freiwillig auf sich nehme. Der deutsche Bürger muß endlich zu dem Resultat kommen, daß jeder Militarismus immer nur Unglück für das deutsche Volk bedeutet habe und daher entschiedenst abzulehnen sei. Wie tief der Militarismus selbst in den liberalsten Kreisen des deutschen Volkes verankert ist, bewies mir eine kleine Episode wenige Monate nach dem Erscheinen von „Im Westen nichts Neues“. Eines Tages erhielt ich eine Depesche von einem führenden deutschen, pazifistischen Schriftsteller, in der er gegen die Art meiner Darstellung des deutschen Frontsoldaten protestierte. Er vergaß nicht zu erwähnen, daß er als „deutscher Reserveoffizier darüber empört sei“.

Meine nächste Frage galt dem Problem der Erziehung des deutschen Volkes. „Sehen Sie“, sagte Remarque, „das ist etwas, das für die Alliierten fast unmöglich ist. Es gibt keine wirkliche Völkererziehung durch die Macht fremder Völker. Generale der Alliierten, auch wen sie es noch so gut meinen, können nicht ein ganzes Volk „umerziehen“, wie es die Amerikaner nennen. Die Wandlung des deutschen Volkes kann nur von innen, nur durch das deutsche Volk selbst herbeigeführt werden. Das, was

die Alliierten zur Demokratisierung Deutschlands beitragen könnten, ist das gute Beispiel in ihren eigenen Ländern, und eine aktive, zielbewußte, energische Unterstützung aller Deutschen, die in- und außerhalb Deutschlands ihr Leben im Kampfe gegen den internationalen Faschismus eingesetzt haben."

Unser Gespräch kommt schließlich auf die amerikanische Literatur. „Was die amerikanische Literatur betrifft“, sagte Remarque, „kann man schon lange nicht mehr auf sie herabsehen. Die amerikanischen Schriftsteller der Gegenwart stehen auf einem sehr hohen Niveau. Ich nenne nur Hemingway, Steinbeck, Faulkner, Upton Sinclair, Thomas Wolfe, Sinclair Lewis. Der amerikanische Film dagegen, der im Auslande so sehr bekannt ist, ist in seiner geistigen Entwicklung ziemlich stecken geblieben. In Hollywood wird zuviel schablonenhaft gearbeitet. Es gibt keinen Platz, wo mehr über Kunst geredet und weniger dafür getan wird, als Hollywood. Die Kombination von Geschäft, Zensur, Sensation und Kunst ist fast immer tödlich, von einigen Ausnahmen abgesehen. Rein technisch ist die amerikanische Filmindustrie erstklassig. Studios kaufen für viel Geld das Buch eines guten Autors und geben es dann einem halben Dutzend ihrer angeestellten, mittelmäßigen Schriftsteller, um ein schwaches Manuskript daraus zu fabrizieren. Der Autor arbeitet einige Jahre an seinem Buch; der Filmschriftsteller muß ein Manuskript in einigen Wochen zusammenschreiben; das Resultat sieht meistens danach aus. Selbst wenn einer dieser Mittelmäßigkeiten ein gutes Manuskript schreiben könnte: da ist der Produzent, da ist der Regisseur, da sind ein halbes Dutzend anderer Leute, die ihm dreinreden und sein Manuskript verändern. Jeder weiß es besser als der Autor. Was soll da herauskommen? Selten ein guter Film.

Die russischen Filme der Eisenstein und Pudowkin, die französischen Filme, die Schweizer und englischen Filme, die herüberkamen, sind alle besser als viele teure Spitzenleistungen Hollywoods. Warum? Künstler waren an der Arbeit. Der Star war nicht das Wichtigste und das Manuskript das Unwichtigste, sondern umgekehrt. Man versuchte das wirkliche Leben darzustellen, nicht eine billige Nachahmung

nach herkömmlichen Regeln. Dabei gibt es in Hollywood viele talentierte Künstler.“ Zuletzt fragte ich Remarque, was er denn eigentlich von seinem eigenen Film erwarte. „Nun, Lewis Milestone, der „Im Westen nichts Neues“ gedreht hat“, antwortete Remarque, „ist der Regisseur. „Im Westen nichts Neues“ gilt als einer der zehn besten Filme, die je gedreht wurden. Ich kann das sagen, da ich mit dem Film nichts zu tun hatte. Die Schauspieler sind die besten, die man in Hollywood finden kann. Die Produktionsgesellschaft ist neu geformt. Dies ist ihr erster Film.“

Ueber die Zukunft und seine eigenen Pläne sagte er: „Das Schicksal hat uns zu Weltbürgern gemacht. Amerika war eine ausgezeichnete Schule. Man hat viele Vorurteile abgestreift, den Blick erweitert, viel Neues aufgenommen. Es war eine harte Schule, aber wer sie bestanden hat, hat viel gewonnen. Amerika hat die Emigranten als gleichberechtigt aufgenommen, hat ihnen erlaubt, zu arbeiten, Bürger zu werden. Eine kluge Politik: viele der besten Europäer in Wissenschaft und Kunst sind heute Amerikaner. Nicht zum Schaden des Landes. Aus der Völkerwanderung der Intelligenz hat Amerika eine gute Ernte gemacht. Ich persönlich werde in Europa und in Amerika leben; wahrscheinlich in New York und in der Schweiz. In dem einen, um in Kontakt mit Europa zu bleiben, in dem andern, um die Wurzeln in Amerika zu verbreiten. Nähe und Distanz, beides, eine gute Kombination.“

„Die Zeit der Zerstörung“ äußerte sich im weiteren Gespräch Remarque, „ist vorüber. Der Aufbau muß beginnen, trotz allen Schwierigkeiten und Widerständen. Zynismus über Länder, die Millionen von Menschen verloren haben und deren Städte zerstört sind, ist billig. Man muß an die Zukunft glauben, an eine bessere Zukunft. Die Welt will Frieden, trotz gewisser Politiker. Und die Welt will wieder die Dinge haben, an die sie glauben kann. Hier liegt die Aufgabe des Zeitschriftstellers. Sie zu finden, sie darzustellen. Es sind, wie immer, die einfachsten Probleme: Menschlichkeit, Verständnis, Fortschritt, Hilfsbereitschaft. Der Mensch ist gut, trotz allem. Sonst wäre die Atombombe die einfachste Lösung.“